

Lotte Rose

Genderqualifizierungen im Studium: Was soll dort *nicht* passieren?

Auffällig: intensiv geführte Debatte um die strukturelle Verankerung des Genderthemas in den neuen Studiengängen (Modul/Querschnittsaufgabe, Credits, Akkreditierungsverfahren...), inhaltliche Debatte dazu, was unter dem Kompetenzbereich „Gender“ eigentlich stattfinden soll, ist schwach ausgebildet (Beispiel: AK hat zwar ein Papier zu Genderkompetenzen verfasst im Herbst 2003, dies aber nicht mehr benutzt, um daran weiterführend zu diskutieren) → es bleibt bei eher programmatischen Allgemeinplätzen.

Was offenbar sehr schwer fällt, ist, tatsächlich die Ideallogik der Modularisierung konsequent durchzuexerzieren: vom Output (Qualifikation) zum Input (Studieninhalte)!!

→ was sollen Studierenden genderspezifisch lernen für den Beruf der Sozialen Arbeit?

→ und erst dann: was muss in den Studienmodulen stattfinden, damit sie dies lernen?

Ich selbst „schwimme“ hier, kann nicht klar sagen, welche genderspezifischen Kompetenzen zukünftige soziale Fachkräfte brauchen.

Versuch der Annäherung an eine Antwort über eine Negativanalyse: was soll bei den genderspezifischen Qualifizierungsprozessen *nicht* rauskommen? – fällt mir leichter

Beschämungs- und Ertappungsgefühle hinterlassen

Motto: Ich zeige dir, was du übersehen hast, wo du – zwar unwissentlich, aber umso wirksamer - Akteur der geschlechtsspezifischen Machtverhältnisse bist, wo du ein Sexist bist...

große Gefahr hierzu gegeben, weil Genderdiskurs durch die Politisierung der Genderfrage oftmals hochmoralisch aufgeladen

→ destruktiver Effekt: Widerstand, Sabotage gegen das Thema

Spaltung der „Gender-Rede“ in erlaubte und unerlaubte, offizielle und heimliche Rede

Moralisierungen und Hegemonialisierungen im Genderdiskurs führen zu einem doppelbödigen Diskurs: Trennung zwischen political correctness und dem, was ich wirklich meine

→ Kritik, Einwände, Unbehagen gegenüber den Aussagen des hegemonialen Genderdiskurses werden nicht mehr öffentlich geäußert, sondern verborgen oder sie verschaffen sich auf getarnten Umwegen wieder öffentliches Gehör

→ Erkenntnisse aus dem Forschungsprojekt „Jugendarbeit studieren“: „Ich weiss nicht, ob ich das so sagen darf...“

Überforderungsgefühle hinterlassen

Erfahrungen aus GM-Prozessen: Genderspezifische Qualifizierungen der eigenen Arbeit werden als weitere fachliche Aufgabenstellung erlebt, die die bestehende Arbeit vergrößert und verkompliziert (das muss ich auch noch beachten!): es kommt etwas *dazu* und nicht: es wird etwas verbessert

(für Jan Ulrich ist das Abnehmen auch keine *zusätzliche* Aufgabe zum sportlichen Training, sondern eine integrale, die seine sportliche Leistungsfähigkeit erhöht).

Was offenbar kaum gelingt: Genderspezifische Qualifizierungen als praktische Instrumente zu vermitteln, die den Outcome der eigenen Arbeit verbessern, effektivieren

→ Schwäche in Genderfachdebatte: es ist offenbar nicht so recht ersichtlich und vermittelbar, was durch Genderfachlichkeit verbessert wird (Vermittlungsproblem oder Ausdruck eines realen Vakuums)

→ Gegenbeispiel: dass ich Beratungskompetenzen brauche, dass dies meine Arbeit direkt spürbar verbessert, effektiviert, das ist jedem Studierenden sofort einsichtig.

Reduzieren der sozialen Genderdimensionen auf Problemdimensionen:

Genderdebatte ist stark fokussiert auf Problemblick, d. h. vor allem die Realitäten des Geschlechterverhältnisses werden thematisiert, die wir als skandalös empfinden: z.

B. Gewalt gegen Frauen, sexueller Mißbrauch, Unterwerfungsverhältnisse in muslimisch geprägten Sozialmilieus, Zwangsverheiratungen, Ehrenmorde, Schönheitszwänge...

→ Verzerrung der Geschlechterrealitäten → Geschlechtlichkeit wird vereinseitigt

→ Geschlechterfrage wird verkoppelt mit be(er)drückenden Schlüsselreizen, hinter denen vieles dann nicht mehr gesehen wird/das zu persönlichen Distanzierungen zwingt („ich mache doch so was nicht!“)

→ Parallele: Ernährungsthema wird ins eins gesetzt mit dem Thema Eßstörungen

Konfrontative Polarisierungen zwischen den Geschlechtergruppen

Zwangsläufige Folge der Problemfixierung in der Genderfachdebatte:

Männer werden zu bösen Figuren, die Frauen das Leben schwer machen, Frauen zu Opfern, die ausgeliefert sind

→ wirkt auf die Fachkräfte und ihre Beziehungsdynamik: weibliche entwickeln allgemeine Vorbehalte gegen männliche Wesen, nmännliche müssen sich dagegen verwehren, mit den Bösen identifiziert zu werden

→ es fällt schwer, männliche Nöte als solche anzuerkennen, weil sie durch das Täterbild überlagert sind

→ schwappt dann plötzlich in Gegenrichtung: öffentliche Aufregung um die armen Jungen/Männern → konfrontative Polarisierung bleibt darin jedoch erhalten

Reduzieren der sozialen Genderdimensionen auf Mädchen- und Frauenfrage

Trotz GM, das Genderfrage als doppelseitige aufgemacht hat, wird das

Genderthema weiterhin in eins gesetzt mit dem Thema weiblicher Benachteiligung

Es fällt schwer, männliche Benachteiligungen wahrzunehmen, als Herausforderung für soziale Praxis offensiv zu verstehen

→ Beispiel: Band mit best-practice-Beispielen zu GM in der Jugendsozialarbeit → überwiegend Projekte der Mädchenförderung

Reduzierung der genderorientierten Sozialen Praxis auf geschlechtshomogene Praxisansätze

Beispiel: Modul 19 des Fachbereichtages Soziale Arbeit: „Mädchen- und Jungensozialarbeit“

→ auch wenn nicht von Fachleuten formuliert, spiegelt es doch gut herrschende Denkroutinen zum Genderthema wider: genderbezogene Praxis, die genderbezogene Probleme lösen soll, ist die geschlechtshomogene

→ erstes Problem: Soziale Arbeit setzt sich zusammen aus einer Vielzahl von Settings, in denen mit und für Menschen gearbeitet wird (formell und informell,

einzel/Gruppe, mittelverteilung...) → überall können Geschlechterungerechtigkeiten entstehen → von daher müssen die Praxisüberlegungen breiter sein
→ Befund DJI-Studie zu GM im KJP-Programm: mehr männliche Fachkräfte halten das Genderbudgeting für die Gleichstellung relevant, mehr weibliche Fachkräfte die Entwicklung von geschlechtshomogenen Angeboten
→ zweites Problem: nur Frauen kümmern sich um die Frauen, nur Männer um die Männer
→ eigentümliche Idealisierung der gleichgeschlechtlichen Arbeitsbeziehung

Aneignung „abgespaltener“ empirischer Ungleichheitsbefunde

Beobachtung: Studierende zitieren „fleißig“ Ungleichheitsbefunde
→ sachlich informiert, kundig, aber nicht innerlich berührt → es ist nicht klar, welche Bedeutung dieses Wissen für ihre Praxis hat, haben könnte, es fordert sie nicht zu Fragen heraus, sondern bleibt „leblos“ → political correctness, mehr nicht

Dramatisierung der Genderdifferenzen

Genderfachdebatte hat die Tendenz, die Genderdifferenz zur zentralen zu erheben, die bedeutender als alle anderen ist
→ unnötige Reibereien: Gegner, die nachweisen, dass das so nicht stimmt, Befürworter, die sich wiederum herausgefordert fühlen, das Gegenteil zu beweisen
→ endloses Spiel, das nichts bringt, Fraktionierungen polarisiert
→ wäre beendet, wenn Genderdifferenz „runtergeholt“ würde → es ist eine unter vielen anderen, sie ist nicht wichtiger/unwichtiger als andere
→ was dabei auch unterschlagen wird: Gender ist kontextabhängig → Situationen des „Borderworks“ und des Gender-Crossings“

Hantieren mit dichotomen Genderbefunden

Dichotome Befunde sind grundsätzlich aufschlussreich, jedoch gefährlich, wenn sie nicht weiter differenziert werden → Gefahr der Unterkomplexität, Verzerrung/Vereinfachung sozialer Realitäten
→ Die Anordnung von Individuen im sozialen Raum geschieht über verschiedenartige Kriterien, die die Wirkung der Geschlechtervariable auf unterschiedlichste Art und Weise verwerfen → es gibt nicht *die* Frauen und *die* Männer

→ weitere Gefahr: Zuschreibungseffekt: Frauen und Männer *sind* so und so und nicht: Männer und Frauen *bringen* Gender performativ *hervor* und dies je nach sozialem Kontext verschieden

→ Erzeugung von vermeintlichen Gewißheiten über weibliche und männliche Lebenswelten (z. B. Väter leisten keine Erziehungsarbeit, Mädchen erhalten in der Schule weniger Aufmerksamkeit, Jungen kümmern sich nicht um ihren Körper...), es wird nicht mehr kritisch geprüft

→ Herauslösung von Genderphänomenen aus sozialen Kontexten: spezifische Verhaltensweisen werden zu einer individuellen Konstante erklärt (Zuschreibung) und nicht mehr begriffen als „Produkte“ spezifischer sozialer Situationen → die stille Studentin kann als Übungsleiterin im Sportverein tough sein